Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.

Abonnement monatlich 50 Pf., mit Trägerlohn 70 Pf.,
auf der Post vierteljährlich 2 Mk., mit Landbriefträgergeld 2 Mk. 50 Pf.
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Montag, den 14. Januar 1889. Nr. 22.

Deutscher Reichstag.

19. Plenarsitzung vom 12. Januar.

Präsident von Levetzow eröffnet die Sitzung nach 1 1/4 Uhr mit den üblichen geschäftlichen Mittheilungen.

Am Bundesrathstische: Staatssekretäre von Bötticher nebst Kommissarien.

Tagesordnung:

Erster Gegenstand ist der Antrag Baumbach und Genossen: Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage baldthunlichst den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Einführung von Gewerbegerichten vorzulegen mit der Maßgabe, daß die Beisitzer derselben zu gleichen Theilen von den Arbeitgebern und von den Arbeitern in getrennten Wahlkörpern und in unmittelbarer, gleicher und geheimer Abstimmung gewählt werden.

Abg. Dr. Baumbach (deutschfreis.) giebt bei Begründung seines Antrages zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die bisher erfolgten legislatorischen Versuche, zu einer gesetzlich geregelten Einführung von Gewerbegerichten zu gelangen, sowie über die Ursachen der Scheiterung derselben. Sodann betont er, daß er, um eine Schwierigkeit zu vermeiden, an welcher eine Vereinbarung bereits einmal gescheitert sei, von der obligatorischen Einführung abgesehen habe und berührt darauf die Angelegenheit des Berliner Schiedsgerichtes, dessen Statut bereits seit länger als 7 Monaten der Prüfung des Ober-Präsidenten unterliege, ohne daß eine Bestätigung erfolgt sei, während ein ganz ähnliches Statut in Frankfurt am Main in Kraft befindlich sei. Redner befürwortet darauf unter Exemplifikation auf die günstigen Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete in verschiedenen anderen Ländern, besonders in England, gemacht, im Interesse einer Beseitigung der gegenwärtig herrschenden Rechtsungleichheit und zugleich im Interesse einer Befestigung und Stärkung des sozialen Friedens die Einführung von zu gleichen Theilen aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehenden Gewerbegerichten.

Geh. Ober-Reg.-Rath Lohmann: Eine prinzipielle Abneigung gegen die gesetzliche Regelung dieser Frage bestehe beim Bundesrathe nicht Die Bedenken, welche der Vorredner gegen die ortsstatutarische Regelung der Schiedsgerichte geltend gemacht habe, beständen nicht. Die Verschiedenheit der Einrichtung könne sehr leicht vermieden werden, sei auch nicht so gefährlich. Auch die Schwierigkeit der Herstellung der betreffenden Statuten sei nicht zu groß. Wenn bei dem Berliner Statut sich eine Verzögerung herausgestellt habe, so liege das daran, daß verschiedene Punkte desselben Bedenken erregt haben. Uebrigens sei die Frage der gewerblichen Schiedsgerichte augenblicklich gar nicht so dringend. Durch das Gesetz haben die Innungen das Recht erhalten, ihrerseits Schiedsgerichte einzuführen. Wolle man danach noch städtische Schiedsgerichte einrichten, so würden zu viele Organisationen nebeneinander stehen, da ja auch für die Unfallversicherung Schiedsgerichte mit Arbeiterbeisitzern eingerichtet seien.

Abg. Hartmann (dkons.) bestreitet, daß es sich hierbei um die Regelung einer dringenden Angelegenheit handelt. Der Antragsteller habe ja eine Klippe vermieden: Er hat nicht ausgesprochen, daß die Schiedsgerichte obligatorisch eingeführt werden sollen. Obligatorische Schiedsgerichte sind eben undurchführbar, denn man kann doch solche Schiedsgerichte nicht für jeden Ort einrichten, ohne daß ein Bedürfniß dafür vorhanden ist. Wer soll darüber entscheiden, ob ein Bedürfniß vorhanden ist oder nicht? Auch die fakultativen Schiedsgerichte sind nicht leicht einzurichten, sonst hätte der Antragsteller wohl einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorgelegt. Was würde aber ein solcher Gesetzentwurf herbeiführen? Daß die Leute Schiedsgerichte einrichten könnten, wo sie wollten. Das kann heute schon geschehen auf Grund des § 120a der Gewerbeordnung. Solche Schiedsgerichte bestehen auch schon in großer Zahl, und die Bewegung dafür bleibt nicht still stehen. Der Antrag ist also eigentlich gegenstandslos, wenn er nicht die Bedeutung einer Mahnung an den Bundesrath haben soll. Eine solche Mahnung hält Redner für nöthig. Bezüglich des Wahlrechts bemerkt Redner auch, daß er das gleiche direkte Wahlrecht für das beste halte. Redner bittet den Antrag abzulehnen.

Abg. Struckmann (natlib.): Der Vorredner befindet sich mit seiner heutigen Auslassung in Widerspruch zu dem Verhalten seiner Partei bei früheren Gelegenheiten. Herr Klemm habe sich damals für den Antrag, und zwar sogar für die obligatorischen Schiedsgerichte, ausgesprochen. Die Frage wird in der Bevölkerung vielfach besprochen. Sie steht mit in dem Vordergrund der öffentlichen Erörterungen neben der Arbeiterschutzgesetzgebung; deswegen sollten die verbündeten Regierungen endlich einmal Stellung zu derselben nehmen und sie dadurch von der Tagesordnung verschwinden lassen. Man sollte endlich die Frage gesetzlich regeln und abwarten, ob es sich bewährt oder nicht. Durch die gemeinsame Arbeit der Arbeiter und Arbeitgeber kann am leichtesten eine Versöhnung und Verständigung herbeigeführt werden. Wenn ein Normalstatut erlassen wird, werden die Gemeinden sich schon angeregt fühlen, solche Schiedsgerichte einzuführen. Dabei könnten auch manche Zweifel gelöst werden, namentlich, wie es mit der Vollstreckung der Urtheile dieser Schiedsgerichte zu halten ist, und ob diese Gerichte auch Zeugen vernehmen dürfen. Von der Befugniß, welche man den Schiedsgerichten beilegen will, ob gegen ihre Urtheile Berufung stattfinden soll oder nicht, wird es abhängen, ob man sie durch direkte Wahlen oder auf andere Weise zusammensetzen soll. Vielleicht kann man dabei auf bestehende Organisationen: Krankenkassen, Arbeitervertretungen bei den Unfallversicherungen u. s. w. zurückgreifen. Redner bittet den Antrag anzunehmen.

Abg. Hitze erklärt sich Namens des Zentrums mit dem Antrage einverstanden, da es sich hierbei um eine wichtige, sozialpolitische Frage handelt, die neben dem Arbeiterschutz wohl die wichtigste ist.

Abg. Bebel (Sozialb.): Wenn man die sozialpolitische Frage nach ihrer Wichtigkeit für die Arbeiter ordne, dann wäre der Antrag auf Ausdehnung des Arbeiterschutzes wohl der wichtigste, aber dann würde die Frage der Schiedsgerichte folgen. Es sei bedauerlich, daß die Regierung, wie anderen sozialpolitischen Fragen, sich dieser gegenüber so streng ablehnend verhalte. Angesichts dieser ablehnenden Haltung habe er auch seine Freunde davon abgehalten, in dieser Frage die Initiative zu ergreifen. Die Schiedsgerichte sind für die Arbeiter von großer Wichtigkeit, weil sie viele Streitigkeiten ohne große Kosten und schnell erledigen. Prozesse vor Gericht kann der Arbeiter nicht führen, weil die Kosten zu groß sind. Daß die Gemeinden sich nicht beeilt haben, Schiedsgerichte einzurichten, sei begreiflich. Es seien von Staats- und Reichswegen schon so viele Ansprüche an die Gemeinden gestellt worden, daß sie keine Lust hätten, neue Organe zu schaffen. Aber die Schiedsgerichte müssen obligatorisch sein und ihre Einrichtungen müssen überall gleichmäßig sein. Um das Vertrauen der Arbeiter zu finden, müssen sie aus gleichen, direkten Wahlen hervorgehen. Zu den Innungsschiedsgerichten hätten die Arbeiter kein Vertrauen, weil diese unter dem Vorsitze eines Innungsmeisters, der Partei bei den Streitfragen sei, zusammentreten. Bei der Einrichtung des Leipziger Schiedsgerichts habe man, wie jetzt, den Frauen das passive Wahlrecht verweigert, in diesem Punkte werde man wohl nachgeben müssen; denn die Frauen verlangen immer mehr ein Recht nach dem anderen. Es giebt ganze Industriezweige, wo die weiblichen Arbeiter in der Mehrzahl sind, ja solche, wo überhaupt keine männlichen Arbeiter sich finden. Wie kann ein männlicher Beisitzer eine Streitfrage aus einem solchen Gewerbezweige entscheiden? Weshalb habe man für Berlin das betreffende Ortsstatut nicht bestätigt, nachdem das Schiedsgericht in Leipzig und in Frankfurt so vortrefflich gewirkt hat, nachdem sogar das Reichsamt des Innern das Frankfurter Statut als ein Muster in dem Jahresbericht der Fabrikinspektoren abgedruckt hat. Der Grund kann nur der sein, daß man den meist sozialdemokratischen Berliner Arbeitern keine Waffe für ihre Agitation in die Hand geben will. (Widerspruch des Staatssekretärs von Bötticher.) Wenn das nicht der Grund ist, dann möge man den eigentlichen Grund öffentlich aussprechen. Im eigenen Interesse thäten die verbündeten Regierungen ganz gut, wenn sie ihre bisherige, ablehnende Haltung in diesen Fragen endlich aufgeben; sie haben dadurch nur die Mißstimmung in den Arbeiterkreisen gesteigert.

Staatssekretär v. Bötticher führt aus, wenn auch der Bundesrath die Gründe nicht verkenne, welche den Reichstag zu seinen Entschließungen in der Frage des Arbeiterschutzes geführt, so müsse er doch auch beanspruchen, daß man die Gründe des Bundesrathes anerkenne und ihm das Recht lasse, seine eigene Meinung zu haben; er werde übrigens bei gegebener Gelegenheit die Gründe für die ablehnende Haltung des Bundesrathes in der Frage der Sonntags-, der Frauen- und Kinderarbeit mittheilen. Von einem einfachen Nichtwollen, von Arbeiterfeindlichkeit, könne doch hierbei gar keine Rede sein; daß würde ja absolut keinen Sinn haben. Daß die gegenwärtigen Schiedsgerichte an Mängeln litten, sei ja richtig; leider habe eine Vorlage, die den Mängeln habe abhelfen sollen, nicht die Billigung des Reichstages gefunden. Es gebe jetzt verschiedene Arten von Schiedsgerichten; diese möge man erst wirken lassen und er denke, ein oder zwei Jahre werde man wohl noch warten können, ohne besonderen Schaden befürchten zu müssen. Was das Stimmrecht anlange, so halte er die statutarische Regelung für das Beste. Die Bestätigung des Berliner Statutes verzögere sich, weil es vom Oberpräsidenten bestätigt werden müsse und es sei ja denkbar, daß dieser andere Anschauungen habe als der Bezirksausschuß in Frankfurt a. M., welcher das dortige Statut bestätigt habe. Der Bundesrath kenne keine Partikularinteressen, er suche aber alte. liebgewordene Institutionen zu erhalten, und wenn Herr Bebel, indem er von allerlei Sonderinteressen spreche eine andere Politik verfolgt wissen wolle, so werde er damit beim Bundesrath keinen Anklang finden. (Beifall rechts.)

Abg. Klemm-Sachsen (kons.) betont, daß die Errichtung von gewerblichen Schiedsgerichten eine Aenderung des Gerichts-Verfassungsgesetzes bedinge und daß es auch nöthig werden würde, einen modus procedendi für die neuen Gerichte festzusetzen. Redner spricht sich gegen die vorgeschlagenen gesetzlichen Maßnahmen als eine äußerst undankbare Arbeit aus. (Beifall rechts.)

Abg. Dr. Windthorst (Zentrum) erklärt, die Förderung der Arbeiterschutz-Gesetzgebung sei wichtiger, als die Alters-Versorgung und es sei hohe Zeit, daß die Regierung auf diesem Gebiete endlich positive Schritte thue.

Darauf wird die Diskussion geschlossen.

Nachdem Abg. Dr. Meyer-Halle (deutschfreis.) in seinem Schlußwort noch die Hoffnung auf eine Verständigung mit dem Bundesrath ausgesprochen, wird der Antrag Baumbach mit großer Mehrheit angenommen.

Hierauf vertagt sich das Haus.

Nächste Sitzung: Dienstag 1 Uhr.

Tagesordnung: Fortsetzung der zweiten Berathung des Etats.

Schluß 5 Uhr.

Deutschland.

Berlin, 13. Januar. Eine Extra-Ausgabe des „Reichs-Anzeigers" enthält folgende Mittheilung:

Am 11. d. Mts. hat hierselbst die Verlobung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Joachim Karl Wilhelm Friedrich Leopold von Preußen mit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Feodora Luise Sophie Adelheid Henriette Amalie zu Schleswig-Holstein, Tochter weiland Sr. Hoheit des Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein von der Linie Sonderburg-Augustenburg und Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Herzogin Adelheid, mit Bewilligung Sr. Majestät des Kaisers und Königs und unter Zustimmung Ihrer Hoheiten des Herzogs Ernst Günther und der verwittweten Frau Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holstein stattgefunden.

Dieses frohe Ereigniß wird auf Allerhöchsten Befehl hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Berlin, den 12. Januar 1889.

Der Minister des königlichen Hauses.
v. Wedell.

— Reichskanzler Fürst Bismarck hatte am Freitag Nachmittag eine längere Audienz bei dem Kaiser. Später sah Fürst Bismarck Herrn von Bennigsen und den Hauptmann Wißmann bei sich.

— Die Prinzessin Friederike von Hannover, welche sich mit ihrem Gemahl, dem Baron von Pawel Rammingen, seit einiger Zeit in Biarritz aufhält und dort die Villa Bon Air bewohnt, hat sich im strengsten Inkognito einige Stunden in San Sebastian aufgehalten. Mitte Februar wird auch die Königin Maria von Hannover in Biarritz erwartet. Es wird versichert, daß schon in einigen Tagen die Kaiserin Friedrich von England mit den Prinzessinnen Töchtern in Biarritz eintreffen wird. Der Hofmarschall der Kaiserin soll das prächtige Schloß des Abgeordneten des Landes, des Herrn Boulart, auf drei Monate für 25,000 Franks gemiethet haben und außerdem noch zwei in der Nähe liegende Landhäuser. Die Mutter der Kaiserin Friedrich, die Königin Viktoria, wird in den ersten Tagen des März nach Biarritz kommen, wo die Villa des Grafen von Larochefoucauld und drei andere Gebäude gemiethet wurden.

— Nach Meldung des „Hann. Cour." sind von dem Artillerie-Depot zusammen zwölf leichte Geschütze der reitenden Artillerie mit Munition, aber ohne Bedienungs-Mannschaften und Bespannung nach Geestemünde verladen worden, um von dort heute zur Verwendung in Ostafrika verschifft zu werden. Diese Geschütze sollen der vom Hauptmann Wißmann zu bildenden Kolonialtruppe beigegeben werden.

— Das preußische Abgeordnetenhaus hat noch vor seinem Zusammentritt bereits den Verlust eines seiner Mitglieder durch den Tod zu beklagen. Der Abgeordnete Kleinsorge ist nämlich dreiviertel Stunde nach seinem Eintreffen hier plötzlich am Herzschlage verstorben. Der Verstorbene, Mitglied des Abgeordnetenhauses von 1863—1869 für Münster-Kösfeld, seit 1875 für Lippstadt-Arnstedt-Brilon, gehörte dem Zentrum an.

— Die Forderung der Regierung für die Landblockade der deutsch-ostafrikanischen Küste beträgt nach der „Köln. Ztg." etwa 2 Millionen Mark.

— Im Befinden des Königs von Holland ist in der Nacht von Freitag auf Sonnabend eine Verschlimmerung eingetreten, die im Laufe des gestrigen Tages noch erheblich zunahm. Dr. van Vlaanderen brachte bereits die vorige Nacht am Lager des Königs zu, Dr. Vinkhuyzen wurde gestern Vormittag telegraphisch vom Haag nach Schloß Loo berufen. Es scheint wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß es den ärztlichen Bemühungen abermals gelinge, die schwindenden Lebensgeister des Monarchen rege zu erhalten.

— Die Weltausstellung, die in diesem Jahre in Paris stattfinden wird, soll, wie die Franzosen versichern, eine ganz besondere Spezialität werden, und man kann sich schon jetzt einen Begriff von derselben machen, wenn man diese riesige Stadt, die sich an den Ufern der Seine erhebt, mit ihren Palästen, ihren Domen, ihren gigantischen Hallen und vor Allem mit dem kolossalen Thurm betrachtet, der mit seiner Filigranarbeit aus Eisen immer höher steigt, als sollte sich seine Spitze in dem vorüberziehenden Gewölk verlieren. Die Ausstellung wird zahllose, elektrisch beleuchtete Fontainen enthalten, die mit ihren verschiedenartigen Farben ein wunderliches Ensemble bilden werden. Eine riesige Fontaine wird sich im Parke unmittelbar vor dem Zentraldome erheben, vier kolossale Wasserstrahlen werden thurmhoch emporsteigen und sechs andere mächtige Strahlen von allen Seiten die Springfluth durchkreuzen. Alle diese Wassermengen werden in Kaskaden in das Bassin zurückfallen, von dem ein Flüßchen zu einem unterhalb gelegenen Bassin führt, aus dem vier Springbrunnen herabstürzen, bis das Wasser zu einem dritten Bassin gelangt, aus dem siebzehn Wasserkünste in den verschiedenartigsten Formen emporsprudeln. Man wird fünfhundert Liter Wasser in der Sekunde brauchen, um all' diese Wasserkünste möglich zu machen. Das Wasser wird durch elektrische Bogenlampen beleuchtet, die in großen Spiegeln ihr Licht reflektiren und ein jeden Moment wechselndes Farbenlicht verbreiten werden. Die Installation für diese optische und

elektrische Beleuchtung wird unterhalb der Bassins erfolgen.

Elektrische Tramways werden gleichfalls in der Ausstellung fungiren. Die elektrischen Straßenbahnen sind bis jetzt noch spärlich in Europa eingeführt: Brüssel besitzt eine solche in einer Länge von acht Kilometern, der Wagen wird durch Akkumulatoren nach dem System Jullien betrieben; Berlin verfügt gleichfalls über eine elektrische Tramway von $2^1/_2$ Kilometern Länge auf der Strecke Lichterfelde; von Frankfurt führt eine elektrische Tramway nach Offenbach (sechs Kilometer); in Hamburg existirt eine elektrische Tramway von $4^1/_2$ Kilometern Länge. Die deutschen elektrischen Tramways sind mit Akkumulatoren nach dem System Hüber oder nach dem System Siemens eingerichtet.

— Ueber die Petarden-Explosionen in Madrid schreibt man dem „Hann. Cour." aus Madrid vom 9. Januar:

„Große Aufregung herrscht in der spanischen Hauptstadt in Folge der sich allnächtlich wiederholenden Dynamit-Explosionen; die mit Sprengmaterial gefüllten Patronen, welche von verbrecherischer Hand auf unerkärliche Weise an den Eingängen und in dem Innern der Regierungsgebäude, sowie in Privatwohnungen der Minister und bedeutendsten Staatsmänner gelegt worden sind, haben glücklicherweise bis jetzt blos materiellen Schaden angerichtet. Canovas del Castillo entrann nur mit knapper Noth der drohenden Gefahr, denn kurz nach seinem Eintritte in die Privatwohnung zündete eines dieser gefährlichen Geschosse, das unter der Treppe verborgen lag, und richtete nicht unerhebliche Verwüstungen an. Die Königin selbst kam mit dem Schrecken davon, als sie, aus dem „Teatro Espanol" zurückkehrend, durch die ziemlich enge „Calle de Arenal" an dem „Teatro Real", dem königlichen Opernhause, vorbei die Richtung zum Palaste einschlug, zu einer Zeit, als die Straße von den Fuhrwerken der aus dem Opernhause heimkehrenden Theaterbesucher angefüllt war. Erhöht durch die Akustik des Holzpflasters, war die Stärke der Detonation eine doppelte. Die mächtigen Spiegelscheiben des „Hotel de las cuatro Naciones" und die Fensterscheiben der umliegenden Häuser barsten und die Glassplitter wurden auf weite Entfernung umhergeschleudert, eine unbeschreibliche Verwirrung anrichtend. Wie weit die Vermessenheit der Unheilstifter geht, davon zeugt die Legung einer Patrone im Königspalaste selbst, welche mit einem kanonendonnerähnlichen Gekrache explodirte, gerade als die Infantin Donna Isabell, von einer Ausfahrt zurückgekehrt, die Treppe zu ihren Gemächern hinanstieg, unweit derer die Explosion stattfand. Die Königin, zur Zeit mit ihrer Toilette zum Empfange der Minister beschäftigt, wurde von der Ursache des Lärmes unterrichtet und eilte sofort in die Gemächer des Königs und der beiden Prinzessinnen, um sie zu beruhigen, wurde jedoch von der kleinen Prinzessin von Asturias mit den Worten empfangen: „Mama, was für ein Tag ist heute, daß Kanonensalven gelöst werden?" Wunderbarer Weise hat auch dieser neue Anschlag keine Menschenleben gefordert, sondern nur materielle Zerstörungen angerichtet. Die Stellung des hiesigen Gouverneurs wird als stark erschüttert betrachtet, denn obgleich die ganze Polizei auf den Beinen ist, ist noch nicht der geringste Anhalt zur Entdeckung der Unheilstifter gegeben."

Ausland.

Paris, 13. Januar. Lambert de Sainte Croix, ein Intimus des Grafen von Paris, hielt gestern in einer Versammlung des monarchischen Komitees zu Dax eine Rede, in welcher er das Bündniß der Monarchisten mit den Boulangisten verwarf. Er erklärte: „Es existirt, ich anerkenne das, ein aus einem Gefühl politischer Redlichkeit hervorgehendes und darum für mich unüberwindliches Vorurtheil gegen die, welche, über grundsätzliche politische Doktrinen getheilter Ansicht, „sich nur vereinigen, um zu zerstören." Der „Gaulois" meint, er würde sich in seiner Wahlkampagne für Boulanger durch die Rede des Vertrauten des Grafen von Paris nicht stören lassen. Der „Soleil", der ebenfalls für Boulangers Wahl agitirt, schweigt sich vorläufig über den Passus aus. Der republikanische Wahlkandidat Jacques hat den Wahlaufruf Boulangers mit einem neuen Manifest beantwortet, in welchem er die Kandidatur Boulangers als diejenige der Indisziplin und des nationalen Ruins bezeichnet.

Rom, 13. Januar. Alle Morgenblätter widmen dem Mailänder Friedenskongreß und der Ankunft der Franzosen dazu besondere Leitartikel. Der Ton des Mißtrauens herrscht vor, da Frankreich nur Delegirte der ultraradikalen oder boulangistischen Richtung sandte. Viele Blätter, besonders die „Lombardia", verbitten es sich, daß Fremdlinge italienische Angelegenheiten diskutiren, und verlangen unerbittliche Strenge gegen jede eventuelle französische Arroganz.

Wie verlautet, informirte Crispi den Botschafter in Paris, General Menabrea, dahin, die italienische Regierung beabsichtige, eventuellen Zwischenfällen nur den Charakter einer Mailänder Lokalfrage beizulegen. Mailänder Blättern zufolge schickten mehrere englische und deutsche (?) Politiker dem Kongreß Zustimmungs-Adressen.

London, 12. Januar. Nach einer Sansibarer Drahtmeldung, welche die „Times" in ihrer zweiten Ausgabe veröffentlicht, fanden gestern weitere Kämpfe in Dar-es-Salam statt. Die Aufständischen griffen die deutsche Mission an, welche die jüngst von deutschen Kreuzern befreiten Sklaven beherbergt; schließlich wurden sie zurückgeschlagen. Die Aufständischen lassen jetzt die anglo-indischen Unterthanen ruhig abziehen, die deutschfeindliche Stimmung aber läßt nicht nach.

Petersburg, 12. Januar. Das Expose des Finanzministers zum Reichsbudget pro 1889 schreibt die Möglichkeit, letzteres zu einem günstigen Resultat zu führen, vornehmlich der aufrichtig friedliebenden Politik des Kaisers zu, welche jede Veranlassung zu einem Zusammenstoß mit auswärtigen Mächten beseitige. Das Expose betont alsdann die Bedenklichkeit, Anleihen aufzunehmen, empfiehlt, die außerordentlichen Ausgaben einzuschränken und sich mit den verfügbaren Mitteln zu begnügen. Schließlich nimmt das Expose Bezug auf das Sinken des Rubelkourses in den letzten Jahren und erklärt dasselbe durch die blinde Feindseligkeit der ausländischen Presse und durch die unvernünftige Spekulation. Ein Theil der russischen Werthpapiere sei nach Holland und Frankreich gegangen, wo man die ökonomische Lage Rußlands günstiger aufgefaßt habe; der größte Theil der Papiere jedoch sei nach Rußland zurückverkauft und eine bedeutende Summe der Schuldverschreibungen Rußlands aus dem Umlaufe gebracht worden, was auch nur gewünscht werden könne. Um neuen Verkäufen russischer Werthe auf den ausländischen Börsen und den Folgen einer eventuellen Mißernte in Rußland begegnen zu können, berechnet der Finanzminister den Werth des Goldrubels im Reichsbudget pro 1889 mit 170 Kreditkopeken.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 14. Januar.

— Im Laufe des Jahres 1888 wurden bei der königlichen Polizeidirektion hierselbst 25,653 Anzeigen erstattet, gegen 23,837 im Vorjahr; davon betrafen 268 Verhaftungen von Bettlern und Vagabunden (219 im Vorjahr), 100 wegen Diebstahl, Unterschlagung und Betrug (154), 152 wegen Ausschreitungen (156), 921 aus anderem Anlaß (1081) obdachlos meldeten sich 99 (169), sonstige Denunziationen und Anzeigen gingen 24,113 ein (22,098).

— Der Ortsverein Stettiner Konditoren beging gestern im Saale des Reichsgartens sein 8. Stiftungsfest in eben so würdiger wie gemüthlicher Weise. Die Feier wurde von dem General-Sekretär der Ortsvereine deutscher Konditoren Herrn K. Becher mit einer herzlichen Begrüßung der Anwesenden eröffnet; es folgte sodann ein stimmungsvoller Prolog, an welchen sich ein von Herrn Bartl mit großer Fertigkeit vorgetragenes Zither-Solo „Gruß an Steiermark" schloß. Sodann betrat Herr K. Becher wiederum die Rednertribüne, um in der Festrede über die bisherige erfreuliche Entwickelung des Ortsvereins und die Erfolge des letzten Jahres zu berichten, mit dem Wunsche endend, daß dem Verein auch fernerhin bei der Verfolgung seiner edlen Zwecke allseitige Unterstützung nicht fehle, damit der Verein sich immer weiter entwickele zum Vortheil der Gewerksgenossen. — Hiermit war die offizielle Feier geschlossen, es folgte die Hahn'sche Posse „Er ist Baron", um deren Aufführung sich geschätzte Dilettanten verdient machten. Inzwischen waren eine große Anzahl Glückwunsch-Telegramme, theils aus weiter Ferne, eingegangen, deren Verlesung lebhaften Beifall hervorrief. Den Schluß des Festes machte ein Familienkränzchen, welches die Theilnehmer bis zum Morgen vereint hielt.

— Die Anwendung der britischen Bestimmungen über die Ladegrenzen auf fremde, in englischen Häfen verkehrende Schiffe hatte auch für die deutschen Schiffe, welche nach England kamen, Uebelstände im Gefolge. Auf eine von der Reichsregierung gestellte Anfrage hat die englische Regierung angezeigt, daß sie von einer allgemeinen Anwendung der fraglichen Bestimmungen auf deutsche und andere fremde Schiffe absieht, daß aber die aus britischem in fremdes Eigenthum übergegangenen Schiffe gleich den einheimischen den gedachten Vorschriften unterworfen werden sollen, um zu verhindern, daß jene Schiffe unter der fremden Flagge tiefer geladen werden, als es ihnen unter britischer Flagge erlaubt gewesen wäre.

— In der Nacht vom 11.—12. d. M. wurde das Komtoir auf dem Stevensohn'schen Kohlenhof an der Parnitzbrücke erbrochen und die Wechselkasse mit ca. 5 Mark Inhalt gestohlen.

— In der Nacht zum Sonntag wurde die Glasscheibe von dem Briefkasten an der Ecke der Falkenwalderstraße und des Bismarckplatzes muthwilligerweise zertrümmert.

Stadttheater.

Obwohl Frau Hedwig Niemann-Raabe nur für ein Gastspiel an unserer Bühne gewonnen werden konnte, zeigte das Theater bei ihrem gestrigen Auftreten doch manche Lücke, besonders im ersten Rang und den oberen Plätzen — das Kunstinteresse der Stettiner richtet sich eben wesentlich nach den Entreepreisen, diese waren gestern aus Anlaß des Gastspiels erhöht und mit der Erhöhung der Preise nimmt das Interesse des Publikums stets ab. Aber diejenigen, welche Gelegenheit genommen hatten, das Theater zu besuchen, werden es nicht bereuen, denn die gestrige Vorstellung war vorzüglich. Das Sardou'sche Lustspiel „Cyprienne" mag in seinem Inhalte nicht recht für ein deutsches Publikum passen, denn es dreht sich im Wesentlichen um die Abwege, welche ein Ehepaar, und zwar jeder auf eigene Faust, sucht, aber die Titelrolle bietet für Frau Hedwig Raabe reiche Gelegenheit, ihre Kunst zu entwickeln, und die Künstlerin verstand es auch gestern wieder, das Publikum von Anfang an zu fesseln und das Interesse von Scene zu Scene zu steigern. Auch an Frau Raabe ist die Zeit nicht spurlos vorüber gegangen, ihr Organ ist härter, ihre Figur behäbiger geworden, aber sie hat noch nichts eingebüßt von ihrer natürlichen Munterkeit, von dem anmuthigen, schalkhaften Spiel, von der Wahrheit des Ausdrucks — darin zeigt sich immer wieder die große Künstlerin, welcher rauschender Beifall sicher ist. Auch gestern fehlte es daran eben so wenig, wie an einer recht umfangreichen Blumenspende; doch auch unseren heimischen Künstlern gebührte ein Antheil an diesem Beifall, denn sie unterstützten die geschätzte Gastin auf das Beste. In erster Reihe ist Herr Wischhusen lobend hervorzuheben, sein Herr von Prunelles war eine ganz treffliche Leistung, ebenso war Herr Lettinger als Adhèmar recht gut, während Herr Robert (v. Clavignac) zuweilen die nöthige Sicherheit im Auftreten vermissen ließ. Auch die kleineren Rollen lagen in besten Händen, nicht unerwähnt dürfen wir Herrn Schönwasser lassen, der den Oberkellner recht wirksam zur Darstellung brachte. K.

Konzert.

Zum Besten älterer hülfsbedürftiger Pastorentöchter fand gestern Abend in der Schloßkirche unter gefälliger Mitwirkung der Frau Schröder-Chaloupka mit ihren Schülerinnen, des Herrn Direktors Paul Wild, des Herrn Rohde und des Organisten Herrn Taggatz ein Konzert statt, das wohl in Folge der kalten Witterung nicht so zahlreich besucht war, wie im Interesse des guten Zwecks zu wünschen gewesen wäre. — Der vokale Theil des überreichen Programms wurde von Schülerinnen der Frau Schröder-Chaloupka ausgeführt, und waren die Soli in demselben durch Fräulein Alexander, Fräulein Gadsky und Fräulein Ippen vertreten, die ihrer Aufgabe in äußerst anerkennenswerther Weise gerecht wurden. Sehr ansprechend wirkten „Jerusalem 2c." von Mendelssohn und „O hätt' ich Jubals Harfen" von Händel, die von Fräulein Gadsky mit warmem Gefühlsausdruck und in reicher Klangfülle ausgeführt wurden, sowie die Vorträge des Fräulein Ippen: „Wo Du hingehst 2c." (Rössel) und „O du, die Wonne verkündest" (Händel), welche mit temperamentvollem Zuge und unterstützt von einem angenehmen Alttimbre eindringlich zu Herzen sprachen. Der stimmungsvolle dreistimmige Chor a capella von Hüttig „Gethsemane" fand bei reiner Intonation und sorgfältiger Nüancirung eine gelungene Wiedergabe. Den Gesangsvorträgen reihten sich in mannigfaltigster Abwechselung Orgelspiel, sowie Cello- und Violin-Solis an. Ein Adagio für Cello von Haydn fand in dem Lehrer Herrn Rohde einen würdigen Interpreten. Herr Direktor P. Wild führte die Violinsolis aus: Sonate G-moll von Tartini, Andante von Th. Em. Bach, sowie Nocturne von Lorenz — und entwickelte dabei wieder alle jene Vorzüge, die wir an seinem in jeder Hinsicht vorzüglichen Spiel gewohnt sind. — Der gesammte Orgelpart lag in den Händen des Organisten Herrn Taggatz, der denselben sowohl hinsichtlich der vortrefflichen Begleitung aller Soli, als auch in der gediegenen Ausführung der Piecen für Orgel, in virtuoser Weise erledigte. —t.

Wochenbericht von Sachs & Pincus.

Getreide und Produkte.

Berlin, 12. Januar.

Die Witterung behielt während der abgelaufenen Berichtswoche mit geringen Schwankungen in der Temperatur ihren winterlichen Charakter bei. Der strenge Frost während der jüngsten Zeit hat die meisten Verladungshäfen der Ostsee und Südrußlands geschlossen. Eine größere Anzahl Dampfer sind eingefroren, und fernere Abladungen sind einstweilen unthunlich geworden.

Diese Umstände mögen wohl in der Hauptsache anfangs der Woche von bestimmendem Einfluß auf die etwas freundlichere Marktlage des internationalen Getreidehandels gewesen sein; benöthigte Käufer griffen aus Furcht vor demnächstiger Knappheit in Bezug auf weitere südrussische Abladungen herzhafter zu und mußten bessere Preise anlegen. Indessen größere Dimensionen konnte das Geschäft nicht recht annehmen, und zuletzt ließ sich wieder eine schwächere Haltung wahrnehmen.

An Amerikas Weizenmärkten schwankte die Tendenz innerhalb enger Grenzen, bis in den letzten Tagen Mangels genügenden Abzuges von Waare nach Europa sich stärkere Verkaufslust geltend machte. Trotz mäßiger Abladungen von den atlantischen Häfen nahm die visible supply (kontrollirbaren Vorräthe) an den Hauptstapelplätzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika sogar um ca. 400,000 Bushels ab.

An Englands Märkten kam ein besserer Ton zum Durchbruch, und Inhabern gelang es anfangs der Woche zuweilen eine mäßige Werthbesserung durchzusetzen, da benöthigte Käufer mehr Eifer zur Deckung ihres Bedarfs zeigten, nachdem die südrussischen Häfen durch Eis für einige Zeit vollständig geschlossen worden sind. Frankreich verlor seine anfängliche durch diesen letzteren Umstand ebenfalls hervorgerufene Festigkeit bald wieder und verfiel in recht matte Haltung, da der andauernde Import im Verein mit den Landzufuhren dem Bedarf einstweilen vollauf genügten und stärkere Kündigungen von Waare den Pariser Mehlmarkt verflauten. Belgien und Holland veränderten bei regelmäßigem Konsumgeschäft kaum ihren vorwöchentlichen Werthstand. An Oesterreich-Ungarns Märkten war die jüngste Festigkeit, die durch die kalte Witterung hervorgerufen war, nur von kurzem Bestand, denn obwohl Wasserzufuhren in Folge der geschlossenen Schifffahrt aufhörten, so genügte jedoch das Angebot aus den Lagerbeständen, um die bescheidene Frage seitens der Mühlen und Exporteurs zu befriedigen. Rußlands Hafenplätze waren durch den Schluß der Schifffahrt zur Unthätigkeit in Bezug auf prompte Verladung verurtheilt. Das Geschäft auf weitergehende Sichten wurde einstweilen durch die Nähe der Feiertage erheblich beeinträchtigt; andererseits vertheuerten sich auch die Offerten etwas durch die plötzliche und rapide Hausse der Rubelvaluta.

In Deutschland trat das Landangebot von Roggen, wie bisher, in recht bescheidener Form auf, während von Weizen und Hafer sich etwas reichlichere Offerten seitens der Landwirthe fühlbar machten.

Vermischte Nachrichten.

— Der behäbige Rentier Schmalfuß stand dieser Tage vor dem Wiener Gericht, und der Richter fordert ihn auf, sich gegen die Klage des Privatbeamten Decker, der sich durch seine Aeußerung: „Sie sind ein Vampyr, der Einen auf's Blut peinigt," in seiner Ehre gekränkt fühlt, zu vertheidigen. „Wenn ich — so begann der Geklagte — Ihnen, Herr Richter, alles Das erzählen sollte, was ich wegen diesem Herrn da schon habe ausstehen müssen, ich hätte bis morgen zu reden." — Richter: „Das geht nicht gut an; ich bitte, sich etwas kürzer zu fassen." — Angeklagter: ‚Wer' ich auch. Dieser Herr Decker ist der unerbittlichste Schuldner, der mir je vorgekommen ist." — Richter: „Schuldner? Sie wollen wohl sagen Gläubiger." — Angeklagter: „Nein, nein, es ist schon richtig: Schuldner. Lassen Sie sich erzählen. Ich kenne ihn schon lange Zeit, sein Vater war mein Jugendfreund. Wir kommen einmal so gegen Ende des Monats in unserem Stammgasthaus zusammen. Er ruft mich auf die Seite und bittet mich um fünf Gulden bis zum Ersten. Ich hab's ihm gern gegeben, weil ich mir schon denken kann, was das heißt, stier zu sein. Am Ersten um fünf Uhr früh — ich hab' mich g'rad auf die andere Seite legen wollen — läutet's. Wer ist da? Der Herr Decker. Schau, schau, denk' ich mir, wirklich ein pünktlicher Mann. Ja, prost Mahlzeit, statt mit dem Fünferl kommt er mit einer Menge Entschuldigungen. Na, sag' ich, macht ja nichts, Sie sind mir schon gut. Einige Tage später treffe ich ihn auf der Tramway. Lieber Herr von Schmalfuß, fangt er an, wegen dem Fünfer, Sie dürfen nicht bös sein, wenn ich Sie erinnere . . . Die Leute haben gleich g'schaut, weil's glaubt haben, daß ich dem nothigen Herrn was schuldig bin, so hat er g'sprochen. Und so ist es fortgegangen. Wo er mich gesehen hat, ist er auf mich zu, vier-, fünfmal hat er mich dem besten Schlaf geweckt, nur um sich zu entschuldigen, daß er noch nicht zahlen kann. Ich hab' mich vor ihm versteckt, als ob ich ihm selber was schuldig wär'. Jetzt klagt er mich gar noch auf Ehrenbeleidigung." Richter (zum Kläger): „Das ist wirklich nicht schön von Ihnen." — Kläger (ernst): „Meine Ehre muß wieder hergestellt werden. Was die Schuld betrifft . . ." — Angeklagter (einfallend): „Sie sind mir ja nichts mehr schuldig, ich habe Ihnen doch Alles geschenkt." — Kläger: „Ich nehme keine Geschenke an. Morgen bekommen Sie Ihr Geld, Sie wissen, die Zeiten sind schwer, Sie müssen daher entschuldigen . . ." — Angeklagter (in komischer Verzweiflung): „Jetzt fangt er schon wieder an." Der Richter meinte, das Wort „Vampyr" sei am Ende doch kein so unauslöschlicher Schimpf, daß er nicht mit einer Abbitte gesühnt werden könne. Dieser Ansicht neigten sich schließlich auch beide Theile zu. Herr Schmalfuß leistete Abbitte, wogegen sein Gegner versprach, ihn künftighin nicht mehr zu molestiren und die fünf Gulden zu einem humanen Zweck zu spenden. Freigesprochen und mit seinem unerbittlichen Schuldner versöhnt, verließ Herr Schmalfuß den Gerichtssaal.

Verantwortlicher Redakteur: W. Sievers in Stettin.

Telegraphische Depeschen.

Petersburg, 13. Januar. In ihren Artikeln zum russischen Neujahr äußern sich die Blätter erfreut über die wesentlich verbesserte Finanzlage, sowie die entschieden friedlichen Aussichten. Sie loben durchweg Wishnegradski. Derselbe erhielt den Alexander Newski-Orden nebst einem sehr gnädigen, seine vorzüglichen Leistungen hervorhebenden Reskript.

Der frühere Finanzminister Bunge erhielt die Brillanten zum Newski-Orden mit einem gnädigen Reskript.

Eine kaiserliche Ordre bestimmt, daß die im europäischen Rußland bestehenden 20 Schützen-Bataillone in ebenso viele Schützen-Regimenter zu 2 Bataillonen umgebildet werden. Die Reserve-Infanterie-Kadre-Bataillone Nr. 27, 40 und 46 sollen in Regimenter zu 2 Bataillonen umgebildet werden.

Der Stern der Unthold.

Von

Adolf Streckfuss.

21)

Nur flüchtig ließ Hermann seinen Blick über die Einrichtung des Zimmers fortschweifen, um so aufmerksamer aber betrachtete er die Bewohnerinnen desselben. In einem Lehnstuhl saß am Fenster in einem Buche lesend eine alte Frau; sie stand auf, als Hermann ins Zimmer trat, mit dem Ausdruck eines hochgespannten Interesses schaute sie den neuen Hausgenossen an. Das volle Licht fiel vom Fenster aus auf ihr Gesicht, dessen Züge Hermann merkwürdig bekannt erschienen. Er hatte sicherlich diese alte Frau noch niemals im Leben gesehen und doch war es ihm, als müsse er schon irgendwo mit ihr zusammengetroffen sein; ihre Züge erweckten in ihm eine unbestimmte Erinnerung, aber er wußte nicht, wie diese sich geistig klar gestalten sollte. Die alte sehr einfach, aber sehr sauber gekleidete Frau war noch immer eine stattliche Erscheinung; die hohe schlanke Gestalt war zwar etwas gebeugt, aber doch lag in ihrer Haltung etwas unbewußt Vornehmes; auch die Art, wie sie sich gegen Hermann verbeugte, war durchaus aristokratisch. Nicht wie eine einfache Bürgersfrau, sondern wie eine Dame der Gesellschaft begrüßte sie durch eine leichte Verneigung den fremden Gast. Sie mußte wohl einst sehr schön gewesen sein, die regelmäßigen Züge verriethen dies, aber Kummer und schwere Sorgen hatten Spuren auf ihrem Angesicht zurückgelassen, um den feingeschnittenen Mund spielte ein schmerzlicher Zug, die Augen blickten trübe und matt. Ein eigenthümlicher Ausdruck stillen Duldens lag auf dem alten Gesicht, aber zugleich auch ein Ausdruck großer Herzensgüte, ruhiger Sanftmuth.

Mit einem einzigen Blick nahm Hermann das Bild der alten Dame in sich auf, ein zweiter suchender Blick richtete sich nach der Kranken, die im Bette lag. Es war in dem hinteren Theil des Zimmers so wenig hell, daß Hermann erst die Züge der Liegenden genau betrachten konnte, als er ganz nahe an das Bett getreten war.

Frau Ebert mochte wohl kaum vierzig Jahre alt sein; sie erschien auch nicht älter, obgleich auch an ihr schwere, kummervolle Jahre, nicht ohne ihre Spuren zurückzulassen, vorübergegangen waren, trotzdem hatte ihr Aeußeres etwas jugendlich Anmuthiges behalten. Es herrschte zwischen ihr und ihrer reizenden Tochter eine große Aehnlichkeit, Anna erschien wie die verjüngte Mutter, nur waren die Züge der Mutter fester, charaktervoller, es lag auf ihnen der Ausdruck kräftiger Entschiedenheit, den selbst die durch die Krankheit erzeugte Mattigkeit nicht abzuschwächen vermochte.

Frau Ebert hatte sich im Bett sitzend aufgerichtet. „Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor," sagte sie mit matter Stimme. „Ich fühle mich zwar noch etwas schwach, aber ich würde trotzdem im Laufe des Vormittags aufgestanden sein, um Sie persönlich zu begrüßen und von Ihnen zu hören, welche Wünsche Sie etwa noch haben mögen. Um so dankbarer bin ich, daß Sie jetzt selbst kommen. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, was Sie irgend wünschen. Was ich thun kann, wird gern geschehen, damit Sie sich wohl, behaglich und bequem in Ihrer Wohnung finden. Ich hoffe, es wird mir gelingen, Sie zufrieden zu stellen."

„Das wird Ihnen am besten gelingen, wenn Sie vor allen Dingen erst gesund werden," erwiderte Hermann, der sich, ohne eine Einladung abzuwarten, einen Stuhl nahm und zu der Kranken an das Bett setzte. „Geben Sie mir gefälligst die Hand, damit ich Ihren Puls fühle."

„Mir fehlt nichts, Herr Doktor, ich habe mich nur etwas überarbeitet, bin etwas matt und angegriffen."

„Wissen Sie das so genau?"

„Ich werde doch wohl mich selbst kennen!"

„Das glaubt jeder, und doch kennt man sich selbst stets am schlechtesten. Sie zum Beispiel wissen gar nicht, was Ihnen fehlt. Sie haben tüchtiges Fieber und dürfen durchaus nicht daran denken, in den nächsten Tagen das Bett zu verlassen."

„Aber, Herr Doktor —"

„Widersprechen Sie nicht. Am Krankenbett ist der Arzt der absolute Herrscher, Sie haben zu gehorchen."

„Ich kann nicht tagelang im Bett liegen bleiben! Die Arbeit —"

„Muß ruhen, bis Sie wieder gesund sind; in etwa acht Tagen, hoffe ich, sollen Sie wieder nach Herzenslust arbeiten können, bis dahin aber dürfen Sie keine Nadel anrühren, wenn Sie nicht ernstlich krank werden wollen. Sie haben ganz Recht, Sie haben sich überarbeitet. Wenn Sie sich jetzt nicht schonen, haben Sie die ernstesten Folgen zu befürchten."

„Das habe ich meiner Tochter heute Morgen schon gesagt; aber sie wollte nicht hören, sie bestand darauf, daß sie heute aufstehen müsse."

„Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein," entgegnete Hermann der Großmutter, welche ihren Platz am Fenster verlassen hatte und zu ihm an das Krankenbett getreten war. „Sie dürfen es Ihrer Frau Tochter durchaus nicht gestatten, daß sie das Bett verläßt."

Ein eigenartiges Lächeln glitt über das Gesicht der alten Dame. „Ich soll es nicht gestatten!" sagte sie. „Du lieber Gott, was könnte ich wohl thun, wenn Selma einmal etwas will!"

„Eine Kranke hat kein Recht, zu wollen, sie muß gehorchen, und Ihre Frau Tochter wird gehorchen, wenn ich ihr sage, daß eine wirkliche, energisch durchgeführte Schonung von acht bis vierzehn Tagen sie wieder vollkräftig zu jeder Arbeit machen wird, während sie das Schlimmste zu befürchten hat, wenn sie sich jetzt nicht schont. Sie haben die Pflicht, sich zu schonen, nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen Ihre Mutter und Tochter. Sie würden gewissenlos handeln, wenn Sie eigensinnig Ihren Willen durchsetzen wollten."

Die Entschiedenheit, mit welcher Hermann sprach, verfehlte nicht, auf die Kranke zu wirken, sie flößte dieser Vertrauen zu dem Arzte ein. „Ich werde gehorchen," sagte sie seufzend, „ich weiß zwar kaum, wie wir uns durchhelfen sollen, wenn ich acht oder vierzehn Tage gar nicht arbeite, aber ich werde thun, was der Herr Doktor befiehlt."

Für diese Bereitwilligkeit sprach Hermann seine volle Zufriedenheit aus, er gab dann der Kranken in einfachen klaren Worten Verhaltungsmaßregeln, er verschrieb ihr eine kräftigende Arznei und erhielt von ihr das Versprechen, daß sie dieselbe mit Pünktlichkeit einnehmen wolle, dann stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Sie haben mir Ihre Wünsche wegen der Wohnung noch nicht mitgetheilt," bemerkte Frau Ebert, als er ihr die Hand zum Abschied reichte.

„Die sollen Sie erfahren, sobald Sie gesund sind. Was ich bis dahin bedarf, wird mir gewiß Ihr Fräulein Tochter besorgen."

„O gewiß und mit Freuden!" rief Anna.

Bei diesen Worten beruhigte sich Frau Ebert, sie sprach mit warmen Worten ihren Dank aus, aber Hermann wies diesen barsch zurück, fast unfreundlich wendete er sich ab und schritt der Thür zu, die Großmutter und Anna folgten ihm. Letztere blieb indessen, als ihr die Großmutter einen bittenden Blick zuwarf, zurück, die alte Frau allein begleitete Hermann bis auf den Vorflur. „Darf ich Sie noch um ein Wort bitten, Herr Doktor?" fragte sie, indem sie die Thür hinter sich schloß, sehr leise sprechend. „Ich will Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, aber Sie werden es einer alten Frau verzeihen, wenn sie durch Jugenderinnerungen veranlaßt eine Frage an Sie richtet, die Ihnen leicht unbescheiden erscheint!"

Börsenbericht.

Stettin, 14. Januar. Wetter: strenger Frost. Temp. — 8° R., Nachts — 13° R. Barom. 28 6'". Wind O

Weizen unverändert, per 1000 Klgr. loko 185—189 bez., ger. u. mittel 172—184 bez., per Januar 191 nom., per April-Mai 193,5 bez., per Mai-Juni 195 bis 194,5—194,75 bez., per Juni-Juli 196 B. u. G.

Roggen etwas fester, per 1000 Klgr. loko 142—149 bez., per Januar 152 nom., per April-Mai 153—153,25 bez., per Mai-Juni 154 B. u. G., per Juni-Juli 155 bez., 154,5 B. u. G.

Gerste per 1000 Klgr. loko gute u. feine 141 bis 160 bez., ger. u. mittel 122—140 bez.

Hafer per 1000 Klgr. loko 132 138 bez.

Rüböl unverändert, per 100 Klgr. loko o. F. b. Kl. flüss. 60,5 B., per Januar 59,5 B., per April-Mai 59 B.

Spiritus behauptet, per 10,000 Liter loko o. F. 70er 32,6 G., do. 50er 52 G., per April-Mai 70er 33,3 B. u. G., per August-September 70er 35,3 bez.

„Was wünschen Sie zu wissen, gnädige Frau?“

Hermann hatte unwillkürlich diese in der aristokratischen Gesellschaft gebräuchliche Titulatur gebraucht, sie fiel ihm selbst erst als vielleicht nicht recht passend auf, nachdem er sie ausgesprochen hatte, und doch, als er die alte Dame betrachtete, meinte er, sie habe wohl vollen Anspruch auf die einfache gesellschaftliche Bezeichnung

Ein brennendes, schnell verfliegendes Roth färbte für einen Moment die Wangen der „gnädige Frau“ Angeredeten. „Nennen Sie mich nicht so,“ sagte sie verlegen, „Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich nur mit meinem Namen anreden, ich heiße Frau Dankelmann.“

„Ganz nach Ihrem Belieben! Also was wünschen Sie zu wissen, Frau Dankelmann?“

„Meine Enkelin hat mir schon gesagt, daß Sie nicht verwandt sind mit dem Herrn Doktor Antholb, der bei uns gewohnt hat. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß zwei Herren desselben Namens, der halbvergessene Erinnerungen meiner Jugendzeit in mir erweckt, gerade hier ihre Wohnung nehmen. Ihr Vorgänger hat mich hart und schroff zurückgewiesen als ich ihn einst fragte, ob er verwandt sei mit der adeligen Familie der Barone v. Antholb. Ich wage deshalb kaum, dieselbe Frage an Sie zu richten.“

„Haben Sie ein Interesse an dieser Familie, dann kann ich Ihnen über dieselbe Auskunft geben, sie ist mir genau bekannt, wenn ich mich auch einfach bürgerlich Doktor Hermann Antholb nenne.“

„Sie selbst sind nicht verwandt mit den Antholbs? Aber nein, ich will Sie nicht fragen. Wie wäre eine solche Verwandtschaft möglich? Sie sagten indessen, die Familie sei Ihnen bekannt. Leben die Söhne des wirklichen Geheimraths, Baron Robert und Baron Johann, noch?“

„Baron Johann ist längst verstorben, Baron Robert lebt noch auf Schloß Warnitz.“

Die alte Dame schaute träumerisch vor sich nieder, sie gab sich für einen Augenblick ganz ihren alten Erinnerungen hin.

„Also Johann ist todt!“ murmelte sie. „Er ist längst gestorben und war doch ein Jahr jünger als ich! Aber Robert lebt! Ist er glücklich geworden? Er liebte seine Braut Elisabeth von Orning nicht.“

„Sie haben ihn gekannt?“

„Ja! Es ist schon lange her, wohl über vierzig Jahre! Er war nicht glücklich damals. Er liebte seine Braut nicht, sein Herz hatte eine andere Wahl getroffen und nur dem Befehl eines harten Vaters folgte er. Der arme, gute Robert! Er war nie stark und willenskräftig! Er hat wohl schwer gelitten unter dem Kampfe zwischen seiner Liebe und der Furcht vor seinem Vater!“

Die arme Frau hatte die letzten Worte mehr zu sich selbst, als zu Hermann gesprochen. Sie lebte in diesem Augenblick ganz in der Erinnerung an eine längst vergangene Zeit, sie hatte es vergessen, daß sie mit einem Fremden sprach, aber sie wurde sich dessen plötzlich bewußt, als Hermann sehr verwundert fragte: „Sie scheinen sehr vertraut mit der Familie Antholb gewesen zu sein?“

Sie zuckte zusammen, erschreckt schaute sie Hermann an, es lag ein Ausdruck von Mißtrauen in ihrem Blick.

„Nein, nein, Sie irren sich,“ sagte sie hastig. „Nur ganz oberflächlich habe ich die Antholbs gekannt, nur durch eine Freundin von ihnen gehört. Ich interessire mich auch gar nicht weiter für sie, es war eben nur eine Jugenderinnerung, und weil Sie Antholb heißen, glaubte ich — aber es ist gleichgültig, ich will gar nichts weiter wissen. Was gingen mich wohl die Antholbs an? Adieu, Herr Doktor!“

Sie sprach hastig, abgebrochen, und nachdem sie ihm Adieu gesagt hatte, öffnete sie schnell die Thüre zu ihrem Zimmer. Ehe Hermann noch eine weitere Frage aussprechen konnte, hatte sie ihn verlassen.

8.

Das Benehmen der Frau Dankelmann erschien Hermann zwar höchst seltsam; er wußte es nicht zu deuten, weshalb sie zuerst ein so reges Interesse für die Familie Antholb gezeigt und dann plötzlich das Gespräch abgebrochen habe, aber es fehlte ihm die Zeit, jetzt über diese merkwürdige Sinnesänderung der alten Frau nachzudenken, und er legte dem ganzen Vorfall auch nicht so viel Bedeutung bei, daß dieselbe ihn lange beschäftigt hätte.

(Fortsetzung folgt.)